



Dfl. G. 61 - I  
8<sup>c</sup> 61<sup>m</sup>

III. - 30 - 374.

S 17272





Allgemeine

# Schlesische Monatschrift.

Herausgegeben

von

Carlo.

Januar - Heft 1844.

Breslau,

Druck von C. F. A. Günther.

Heft 1-7

B2 26988

allgemeine



514272

2002-08-30

# Inhalt.

Aus der Provinz.

Ueber die Porzellan=Wasserleitungsröhren, mit besonderer Rücksicht auf Hirschberg.

Mittheilungen und Ergebnisse fortgesetzter Pflanzen=Naturalisationsversuche des Freiherrn v. Kottwitz zu Nimptsch.

Der Voigt'sche Rahmmesser.

Das neueste große Braunkohlenlager in Schlesien.

Allgemeine Versammlung des Breslauer Gewerbevereins.

Ein Vorschlag zur fortwährenden Instandhaltung der Kirchenorgeln.

Ueber die Nothwendigkeit der Sonntagschulen für Handwerkslehrlinge in Städten, und die Beseitigung der Einwürfe, welche diesen Anstalten von Seiten ihrer Gegner gemacht werden, (Fortsetzung.)



## Aus der Provinz.

Am siebenten Stiftungsfeste des  
Schweidnitzer Gewerbevereins.\*)

An diesem Feste wurde wider Erwarten eines in der Schlesiſchen Chronik sub. Nr. 82 aufgezeichneten Artikels „Bei Gelegenheit des ſiebenten Stiftungsfestes zc.“ in einer ſo eigenthümlichen Manier Erwähnung gethan, daß ich mich dringend dazu aufgefordert fühle, ſowohl die Art und Weiſe des Referenten, als auch die aus Mißverſtändniß oder aus Unkunde hervorgegangenen falſchen Motive des Referats zu widerlegen. Der Berichterſtatter ſchien entrüſtet, daß Einer aus der Geſellſchaft, den er wohl zu kennen glaubte, der auch dem Vereine angehörte, und den er auch gegenwärtig wiſſen wollte, als Anonymus gegen den Verein aufgetreten wäre, daß er Dinge in Vorſchlag gebracht, die ganz und gar nicht zur Tendenz eines Gewerbevereins gehörten. Der Gewerbeverein, hieß es, ſei kein Verein (hört, hört!) von Proletariern und nicht berufen, modern=ſociale Ideen zu fördern. In Deutschland thue es, Gott ſei Dank, noch nicht Noth, Vereine für Proletarier zu conſtituiren, das möge vielleicht

---

\*) Die Veröffentlichung dieſes Aufſatzes, der ſchon ſeit Oktober h. a. bereit liegt, iſt bis jetzt durch mancherlei Umſtände verhindert worden.

in andern Ländern sich herausgestellt haben. Am Schlusse wurde noch bemerkt, der Verein würde darnach streben, nur auf legalem Wege das Gedeihen der Gewerbe zu fördern. So ungefähr lauteten die Worte des ersten Vorstandes.

Wenn man der Aristokratie den Vorwurf macht, daß sie sich absondere von der Bourgeoisie, und in sich den altherkömmlichen, auf dem historischen Rechte basirten Adel in der totalen Ausschließlichkeit bewahre und beschütze, so muß man ihr auf der andern Seite ohne alles Bedenken die äußere feine Sitte und den Adel des Habitus mit vollem Rechte vindiciren. In der Gesellschaft der Aristokratie ist kein Attentat gegen die Person, die der Gesellschaft einmal angehört, zu befürchten, sei dies aus einem bewußten oder nur geahnten Respect vor der unverletzlichen Heiligkeit des Individuums und der ganzen Gesellschaft. Und dieser Adel des Benehmens, diese Quintessenz der guten Gesellschaft, sollte nicht bloß der Aristokratie allein angehören, sondern müßte von Rechtswegen die Phasen einer jeden Gesellschaft durchdringen. Dies fordert schon die ächte Bildung, die wahre Civilisation. Diesen Respect vor der Persönlichkeit eines Mitgliedes der Gesellschaft hat Reserent auf eine unverzeihliche Weise vernachlässigt, und es konnte auf das verübte Attentat nicht einmal Einspruch geschehen. Man hatte nur eine Genugthuung, nämlich die des totalen Ueberhörens und Nichtachtens des Gesagten. Und hatte

Referent wohl Ursache über den Artikel in Nr. 82 so empört zu sein? Wir wollen sehen.

Es scheint wirklich, daß der Berichterstatter den Artikel gar nicht gelesen, oder, wenn dies geschehen, gar nicht verstanden habe; denn schon die Aufschrift bekundet, daß der Correspondent die Gelegenheit eines Stiftungsfestes des Schweidnitzer Gewerbevereins ergriffen, um dasjenige, was die Zeit im Allgemeinen so dringend fordert, auch denen ans Herz zu führen, welche einem Gewerbeverein überhaupt, nicht bloß dem Schweidnitzer, angehören. Und daß dies nothwendig sei, hat uns Ref. am klarsten selbst gezeigt. Er will nämlich nicht, daß der Gewerbeverein ein Verein von Proletariern sei, und glaubt, daß es, „Gott sei Dank,“ in Deutschland noch nicht Noth thue, Vereine für Proletarier zu constituiren. Was Ref. unter Proletarier verstanden haben möge, das wissen die Götter, daß er aber etwas ganz Widersinniges, Unklares, Unbewußtes mit dem Begriffe verbunden, das weiß ich. Daher kam es, daß durch die falsche Relation des Ref. die meisten Zuhörer über den bezeichneten Artikel, sie mochten ihn gelesen haben oder nicht, unwillig geworden und sich durch laute Aeußerungen von dem Verdachte, den Proletariern anzugehören, loszusagen wollten. Ja es ging so weit, daß man bei Tische hin und wieder von Leuten, die man sonst zur Klasse der Gebildeten rubricirte, ein „pereat den Proletariern“ hörte. Ob dies pereat, das von einigen Proprietärs ausgebracht wurde, aus

Princip, d. h. aus principiellm Hass gegen die arbeitende, ärmere Klasse der Gesellschaft, oder aus Unkunde des Begriffes hervorgegangen, konnte und wollte ich nicht entscheiden. Es war mir nur klar geworden, daß ein Proletarier zu sein für eine Schande galt, und daß ehrsame Bürger nicht zur verruchten Klasse der Proletarier gezählt werden wollten. O, dachte ich, die Zeit ist noch nicht da, wo man den armen Mann gerade deshalb, weil er Nichts besitzt und arbeiten muß, um seine Existenz zu fristen (das ist der wahre Begriff eines Proletariers!), als Mensch mit der ganzen Würde seiner Persönlichkeit, wie sie der Menschheit im Allgemeinen zukommt, achtet, verehrt und ihn ebenso wie den Begüterten oder den durch Farben und Titel Ausgezeichneten, als integrierenden Theil der Gesellschaft betrachtet. Und wie viele ehrenwerthe Bürger, dachte ich ferner, mögen hier versammelt sein, die kein Vermögen haben und schwer arbeiten müssen, um sich und ihre Familie zu ernähren, und sich doch die Freude nicht versagen können, im Vereine mit Bürgern ein Fest zu begehen beim Glase Wein. Sollte diesen das *pereat* gelten, das ihnen einige Begüterte deshalb, weil sie ein Goldstück mehr besitzen, als jene, zgedacht haben? Oder den Aermsten, die zu Hause geblieben bei einer trockenen Brotkrume und einem Glase Wasser, die nicht wissen, wenn sie einen Tag verlebt, ob sie den andern mit seinen Lasten und Widerwärtigkeiten werden ertragen können? Und ich dachte

noch an vieles Andere! Aber nein, „wir dürfen uns nicht schämen, deshalb Proletarier zu sein, weil wir Nichts besitzen und doch arbeiten müssen,“ — denn in der Arbeit liegt ja auch der Genuß! — vielmehr mögen sich diejenigen schämen, die Viel besitzen und im Verhältniß zu ihrem Besitze wenig oder gar nicht arbeiten! Denn gerade in diesem Mißverhältnisse des Besizes und der Arbeit liegt der schroffe Gegensatz zwischen der Bourgeoisie und dem Proletariat, der Geldaristokratie und dem Pauperismus. Und die Lösung dieses Problems, die Versöhnung dieses Gegensatzes hat die Zeit sich zur Aufgabe gesetzt, und zwar in der Art, daß der Proletarier nicht, wie bisher falsch verstanden worden, zum gleichen Genuße des Besitzers gelangen will, sondern daß der Gegensatz von Genuß und Arbeit völlig verschwinde. Dieß ist das ersehnte Ziel der Gemeinschaft — „die praktische Verwirklichung der philosophischen Ethik, welche in der freien Thätigkeit den wahren und einzigen Genuß, das sogenannte höchste Gut erkennt. Hätte also Ref. den Begriff des Proletariats richtig aufgefaßt und verstanden, dann würde er nicht Veranlassung zu Mißdeutungen gegeben haben, er würde vielmehr zu dem zeitgemäßen Schlusse gekommen sein: wir wollen keine Proletarier sein, nicht deshalb, weil wir nichts besitzen und doch arbeiten müssen, sondern deshalb, weil wir trotz der größten Anstrengung und der solidesten Lebensweise durch Vor-

enthaltung dessen, was uns nach Maaßgabe unserer Anstrengung zukommt, uns in unsern Ansprüchen und Rechten beeinträchtigt sehen. Wir Lehrer (Ref. ist ein Lehrer), hätte Ref. sagen müssen, sind auch Proletarier; wir unterscheiden uns vom Handwerker-Proletarier nur dadurch, daß wir besoldete Proletarier sind.\*) Deshalb wollen wir an Mittel denken, wodurch diejenigen Proletarier, die keinen bestimmten Sold erhalten und nur durch Zufall das erwerben, was sie für ihre Existenz bedürfen, auf anderem, sicherem Wege zu ihrem Ziel gelangen. Wie kommt es denn, daß unter 50 Schneidern, Schuhmachern, Tischlern ic. nur Einer ein anständiges, menschliches Leben führen kann, und alle Uebrigen ihr ganzes Leben kümmerlich unter Gram und Sorgen dahin bringen? Wir wollen uns nicht mehr begnügen mit dem Worte „Bestimmung“ und gerade uns Arme für die auserlesenen Sündenböcke der Gesellschaft halten, wir wollen in unserm wahrhaft pflichtgetreuen und ernstesten Streben uns herausreißen aus dem jammervollen Zustande dieses Lebens. Und hätte Ref. so demonstirt, dann wäre er bald zur Wahrheit dessen,

---

\*) J. St. hat in seiner Compilation über Proletariat (Schles. Zeitung Nr. 229) einen ganz verkehrten Begriff von Proletariat entworfen, indem er darunter die Klasse derer verstanden wissen wollte, die weder Bildung noch Eigenthum besitzen. Das ist falsch; denn es giebt auch gebildete Proletarier. Auch L. Stein hat dieß verkannt in seinem Werke über Socialismus und Communismus des heutigen Frankreichs.

was der Corresp. in Nr. 82 in dem reinsten Sinne der Humanität gesprochen, angelangt, er würde erkannt haben, daß eine allgemeine Bildung dem Handwerker zu seinem eigenen Besten und zur Möglichkeit des in der Zeit begründeten Fortschrittes eben so Noth thue, wie jedem andern Menschen, der nicht auf einer beschränkten Stufe der Kultur stehen bleiben will. Der Ref. würde gesunden haben, daß gerade durch erhöhte Civilisation dem armen und arbeitslustigen Handwerker das Mittel an die Hand gegeben werde, wodurch er seine Lage dauernd verbessern könne, wodurch er in den Stand gesetzt werde, zu erfahren, woran es liege, daß gerade er materiell leiden müsse. Mit einem Worte, Ref. würde gesunden haben, daß das Selbstbewußtsein, wie der Corresp. auch ganz richtig bemerkt, die meiste Befähigung zur Erkenntniß und zur Verbesserung der Verhältnisse gebe. Wenn Ref. aber meint, wir bedürfen in Deutschland keiner Vereine für Proletarier, so rufen wir ihm aus voller Kehle zu: gerade wir Deutsche bedürfen solcher Vereine, und zwar einerseits um dem Bedürfnisse einer erhöhten Civilisation, andererseits, dem vorläufig noch dringenderen Bedürfnisse einer dauernden Lageverbesserung der Proletarier (allerdings in dem von mir bezeichneten Sinne) zu genügen.

Es wird dem Ref. vielleicht sonderbar vorkommen, wenn ich, ein junger praktischer Arzt, ihm, dem an der Schulbank ergrauten Pädagogen, eine pädagogische Schrift vorlege, aus der er Weisheit schöpfen solle. In den rheinischen Blät-

tern für Erziehung und Unterricht von Dr. F. A. W. Diesterweg befindet sich im März- und Aprilhefte dieses Jahres ein Bericht über die gelöste Suringar'sche Preisfrage. Curtmann (Die Schule und das Leben, eine gekrönte Preisschrift von Dr. W. J. E. Curtmann, Friedberg in der Willerau, Druck und Verlag von C. Bindernagel, 1842) hat unter 60 Mitbewerbern den Preis davon getragen. Der Verfasser spricht von Erweiterung des Kreises der Schulen nach Oben durch Fortbildungsanstalten, und hält diesen Abschnitt seiner Abhandlung für den wichtigsten. „Die Volkss-, Knaben- und Mädchenschule, sagt der Verfasser, vollendet Nichts, leider auch die Realschulen nicht, da die Schüler herausseilen; folglich muß das Gelernte erhalten und erweitert werden durch Fortbildungsanstalten.“ Er theilt ausführliche Vorschläge mit und die triftigsten Gründe für eine Civilisationsanstalt des armen Volkes. „Wer hinter einer Trüffelpastete sitzt, heißt es, begreift nicht den Haß des hungrigen Volkes gegen die fatten Wohlhabenden und seine Sehnsucht nach einem Anderswerden, gleich wie und auf welche Weise.“ Ich könnte noch ganz andere Citate liefern aus andern und gewichtigeren Schriften, aber ich will dem Ref. gegenüber mich legal halten und die legalste aller Schriften beibehalten. Der Ref. sieht hieraus klar, daß es selbst im Sinne der Pädagogen liege, für dergleichen Civilisationsanstalten Sorge zu tragen. Und ein Gewerbeverein ist

eine solche Fortbildungsanstalt, wenn ihm nämlich eine richtige und der Zeit angemessene Tendenz zu Grunde gelegt wird. Wenn Ref. geäußert, es liege nicht in der Tendenz der Gewerbevereine, eine allgemeine, dem Handwerker angemessene Bildung durch Vorträge u. dgl. zu fördern, so hat er auf der einen Seite jeden in der Zeit begründeten Fortschritt geläugnet, auf der andern aber eine Inconsequenz sich zu Schulden kommen lassen, indem vorigen Winter im hiesigen Gewerbeverein mehrere Vorträge gehalten worden sind, die mit einem Handwerke oder Gewerbe in gar keiner Beziehung standen. Und wer will es leugnen, daß der Gewerbetreibende außer seinem Gewerbe noch Etwas, zur Vervollständigung dessen, was er gelernt, nöthig habe, wer will nicht bei dem durch die Eisenbahnen erhöhten Verkehr, bei der von Tage zu Tage gesteigerten Industrie, bei den neuen Erfindungen und Entdeckungen, endlich bei dem mächtigen Fortschreiten des absoluten Wissens, wer will da nicht auch die Nothwendigkeit einer wahren Civilisation eines jeden Mitgliedes der Gesellschaft, und so gewiß auch unsers gewerbetreibenden Publikums anerkennen? Wenn nun auch, was nicht zu läugnen ist, ein großer Theil schon vorgeschritten ist, so liegt immer noch ein bei Weitem größerer Theil sehr im Argen.

Man nehme einmal die Bildungsschule eines armen Schuhmacher- oder Schneiderlehrlings durch. Mit 14 Jahren, wenn er zur Noth schreiben und lesen gelernt, und vom Rechnen die vier Species kaum capirt hat,

wird er Lehrbursche bei einem Meister. In dem ersten Jahre, oder auch in den ersten beiden Jahren, geht er der Frau Meisterin zur Hand, d. h. er besorgt die Geschäfte eines Dienstmädchens von a bis z. Vom Handwerk ist in dieser Zeit nicht viel die Rede. Endlich kommt er zu einem festen Sitze auf den Schusterschemmel oder an den Schneidertisch. In drei Jahren hat er ausgelernt, d. h. er hat zur Noth sein Handwerk gelernt, und ist zum selbstständigen Mann, zum Gesellen, gereift. Jetzt schafft er sich eine lange Pfeife und eine Geliebte an, besucht, wenn er den ganzen Tag gearbeitet, des Abends das Bierhaus, oder mit seiner Dulcinea den Tanzsaal, und führt dieses für ihn angenehme, freie Leben bis zu der Zeit, wo er Meister werden kann, fort. Von einer anderweitigen Bildung, als der des bloßen Handwerks, ist gar nicht die Rede. Nun wird aber von ihm verlangt, daß er mit der Zeit fortschreite, daß er modern, sauber und nett arbeite. Dies alles ist er nicht im Stande, wenn er nicht neben der Praxis auch etwas Theorie getrieben hat. Er wird Bürger des Staates, und auf ihm lasten mit die Sorgen der Gesellschaft, er soll seine Stimme abgeben über die Wahl eines Vertreters, über Verbesserung von Stadtangelegenheiten u. s. w. Dies Alles ist er nicht im Stande, er kennt nur sein Handwerk, das Uebrige kümmert ihn nicht. Hier sind wir bis zu dem Punkte gekommen, der den Ref. so verirrt hat, und den er nicht capiren konnte, nämlich zum Bewußtsein. Ich muß Ref. hier

wiederum auf dieselbe loyale Schrift von Dr. Diesterweg hinweisen, wo gleich im Anfange vom Lehrerbewußtsein gesprochen wird. „Das auf dem dritten Planeten, heißt es, mit Vernunftanlage zur Welt kommende Wesen ist darum der Anlage und folglich Bestimmung nach ein Mensch, und es wird bei glücklicher Entwikkelung ein Mensch. Die Blüthe dessen, was in ihm zum Dasein gelangt, ist die Humanität, und des Bewußtsein, das sich in ihm gestaltet, ist das Menschheitsbewußtsein, das Gattungsbewußtsein. Homo sum, nihil humani a me alienum puto. (Als Mensch fühle ich mich bei Allem, was den Menschen betrifft, theilhaftig).“ Das Lehrerbewußtsein besteht ferner nach D. in dem Nationalbewußtsein, ferner in der hohen Meinung, die der Lehrer von dem Werthe und der Bedeutung seines Berufes hegt, endlich auch in der Theilnahme an den Ereignissen der Zeit und der in ihr thätigen Kräfte. Ueber diesen letzten Punkt sagt D. sehr treffend: „Es gab Zeiten, in denen man sich viele Jahre und fürs Leben abschließen konnte, ohne Gefahr zu laufen, von dem Rade der Zeit dahinter gelassen zu werden. Die Zeit bewegte sich nicht, das Rad stand still oder ging so langsam, daß man die Bewegung für Stillstand erklären konnte. Aber wie ist dies anders geworden? Es braucht Keiner mit Epimenides 100 Jahre zu schlafen, lasset einen nur 10 Jahre ausruhen, er wird nur wenig noch von der Zeit verstehen.“ Und zuletzt: „Also hat der Lehrer

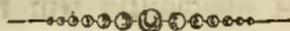
sich mit seinem Bewußtsein an die Gegenwart anzuschließen, sich von den in ihr erwachten lebendigen Kräften durchwehen und erregen zu lassen. Der Anblick jedes Mannes, der hinter seiner Zeit zurückgeblieben, ist ein kläglicher; die Erscheinung gar eines Lehrers der Jugend, der in vergangnen Zeiten lebte, erweckt das Mitleid aller in ihrer Zeit lebenden und mit ihren Zeitgenossen denkenden Menschen.“ Das, was Diesterweg von seinem Standpunkte als Lehrer über Lehrer ausgesprochen, gilt von dem jedesmaligen Standpunkte eines jeden Einzelnen in seinem Verhältnisse. So hat der Arzt sein Bewußtsein, der Kaufmann, der Handwerker, der Bauer, der Tagearbeiter u. s. w. auch das seinige. Aber das Bewußtsein eines jeden Einzelnen kann nicht als gerade ein solches abgeschlossen werden und selbstständig bestehen, sondern nur vom Standpunkte eines Individuums in Bezug auf die ganze Gesellschaft. Und so sehen wir ein Selbst-Bewußtsein in der ganzen Kette des großen Gesellschafts-Organismus — das sociale Bewußtsein, der Nerv des gesellschaftlichen Lebens.

So weit mag es vorläufig genügen, dem Ref. über Proletarier und dessen Bewußtsein einen Aufschluß gegeben zu haben, und ich lasse es dahin gestellt sein, ob er auch in dieser Demonstration ein nach seiner neuen Ausdrucksweise sogenanntes illegales Streben erblicken werde. Zu seiner Ehre will ich glauben, daß er nicht auch zu dem beliebten Mittel der Verdäch-

tigung hat Zuflucht nehmen wollen, es wäre dann nothwendig, um eine öffentliche Erklärung zu bitten. Sapienti sat.

Schweidnitz, 1843.

Dr. P.



## Ueber die Porzellan-Wasserleitungsröhren mit besonderer Rücksicht auf Hirschberg.

Wasser gehört im buchstäblichsten Sinne zu den unentbehrlichsten Lebensbedürfnissen. Es muß daher, wie es in dem Wunsche jedes Individuums liegt, auch das Streben ganzer Kommunen sein, dasselbe in reichlichem Maße und möglichst rein zu erhalten. Die Wasserleitung ist deswegen von jeher für Städte ein Gegenstand ihrer besondern Aufmerksamkeit gewesen. Es lag daher gewiß nahe, bei den vielen Mängeln, welche die bisher meist angewandten hölzernen Röhren an sich tragen, auf Mittel zu denken, durch welche sie beseitigt werden, und wodurch neben besserem und reichlicherem Wasser der Kommune eine Menge Ausgaben erspart würden, die eine unzertrennliche Begleitung der Holzröhren sind.

Die Technik hat sich darum in den letzten Jahren vielfach damit beschäftigt, Röhren anzufertigen, welche bei langer Dauer die Flüssigkeiten, und namentlich das Wasser, wie es die Quelle giebt, weiter leiten. Die

Lösung dieser Aufgabe ist offenbar vom allgemeinsten Interesse, berührt aber namentlich die Städte Schlesiens innigst, da sie ihr Trinkwasser größtentheils aus den Quellen naheliegender Berge durch Röhren leiten, und es ihnen nicht gleichgiltig sein kann, ob sie dasselbe rein und klar oder schmutzig und mit mannigfachen oft der Gesundheit nachtheiligen Ingredienzien vermischt erhalten; ob es ihnen ununterbrochen in reichlichem Maße zufließt oder nur in geringer dürstiger Quantität, und auch diese nicht einmal ununterbrochen.

Wie bereits bemerkt, hat man bisher gewöhnlich hölzerne Röhren zu Wasserleitungen angewandt, wozu in neuerer Zeit noch eiserne gekommen sind. Aber die Anwendung der erstern ist mit bedeutenden Mängeln verknüpft, die wir nur andeutungsweise bezeichnen wollen.

Die hölzernen Röhren dauern in der Regel 10 — 15, wenns hoch kommt, 20 Jahre. In dieser Zeit sind nun auch die stärksten harzigsten Stämme gänzlich verfault; das in ihnen fließende Wasser erhält nicht selten einen widrigen, fauligen Geschmack. An und für sich sind sie zwar die billigsten, erfordern aber, da die einzelnen Röhren, auch wenn sie gleichzeitig gelegt sind, in Bezug auf Dauer und Haltbarkeit sehr von einander abweichen, fortwährend Reparaturen. Erwägt man daß oft kürzere oder längere Strecken vergeblich ausgegraben werden müssen, um die schadhafte Stelle zu finden, so wird durch die Kosten dieser Erdarbeiten der Preis der hölzernen Röhren bedeutend genug erhöht.

Es ist aber auch aus staatsökonomischem Grunde wünschenswerth, den Gebrauch des Holzes nach Möglichkeit zu beschränken, da die Preise desselben ohnehin in bedenklicher Weise im Steigen sind. Hierzu kommt noch, daß die Holzröhren bei Weitem nicht die ganze Wassermasse, welche sie am Ort der Quelle erhalten, bis an den Ort der Bestimmung befördern, indem längere Zeit ein Rohr einen Schaden haben und Wasser durchlassen kann, bevor das Uebel so bedeutend wird, daß der Lauf des Wassers eine Unterbrechung erleidet.

Auch eiserne Röhren entsprechen der wegen ihrer Kostbarkeit mit Recht an sie gemachten Forderungen nicht. Der Rost tritt schon ihrer Anwendung zu feindlich entgegen. Sachkundige Augenzeugen versichern, daß dergleichen Röhren schon nach 8 — 10jährigem Gebrauche durch den Rost in Verbindung mit Schlammtheilen die das Wasser zurückgelassen, so verstopft gewesen, daß sie kein Wasser durchgelassen. Mehrere städtische Kommunen \*) haben diese Erfahrung in Betreff der Eisenröhren gemacht. Man hat durch das Emailliren der Röhren diese Nachtheile zu beseitigen geglaubt, indessen wird der Zweck dadurch wohl nur unvollkommen erreicht werden. Denn bleibt nur hie und da ein Punkt, den das Emailliren nicht geschützt hat, so wird sich dort Rost bilden, der allmählich das Emailliren absprenge und das Rohr verstopfen muß.

\*) Grünberg, Schweidnitz, Breslau.

Diese Beobachtungen nun haben den Porzellan-Fabrikant Herrn Ungerer hier veranlaßt den Versuch zu machen, ob Porzellan zu Wasserleitungs-Röhren sich eignen werde, ein Versuch, der sich des glücklichsten Erfolges zu erfreuen hatte. Herr Ungerer legte der Königl. Regierung zu Liegnitz bereits vor mehreren Jahren dergleichen Rinnen zur Prüfung vor. Es wurden dieselben (Vgl. Amtsblatt 1837 Nr. 11.) vorzüglich brauchbar gefunden und zur Anwendung empfohlen.

Die Röhren bestehen aus einer steinharten Masse, welche am Stahl Funken gibt, sind inwendig glasirt, widerstehen sehr starkem Wasserdrucke\*) und ihre durch chemische Untersuchungen ermittelte Bestandtheile können weder durch Feuchtigkeit noch andere Substanzen irgend wie verändert oder gar zerstört werden, woraus man mit Grund auf eine sehr lange Dauer schließen kann. Der die Röhren wasser- und luftdicht verbindende Kitt ist eine Mischung von geschmolzenem Schwefel und reinem Sande. Die Röhren werden in Betreff der Länge bis zu 3 Fuß rhein. angefertigt; ihre Wandungen sind 1 Zoll stark und ihre innern Durchmesser 2 bis 6 Zoll rhein. Die Fabrik liefert alle bei Wasserleitungen vorkommenden Röhren, so wie Alles, was bei eisernen in Anwendung kommt — Knie und Abmündungsrohre zu Abzweigungen von weiteren

\*) Vergl. Gewerbeblatt für Sachsen 1843 Nr. 74.

in engere Röhren, so wie solche mit Windlöchern, zu Ausgüssen u. dgl. Die Preise in der Fabrik sind für den Fuß bei 2 Zoll innerem Durchmesser 9 Sgr., bei 3 Zoll Durchm. 12 Sgr., bei 4 Zoll 16 Sgr., bei 6 Zoll 25 Sgr. Mit Ausschluß der Erdarbeiten betragen die Verkittungskosten für den laufenden Fuß  $\frac{3}{4}$  bis  $1\frac{3}{4}$  Sgr.

Die Verkittung selbst ist einfach. Bis jetzt hat sie Hr. Ungerer das Erstmal gewöhnlich selbst besorgt. Es ist ihm aber stets gelungen, die ihm von den verschiedenen Kommunen zugewiesenen Leute so anzulernen, daß sie schon das Zweitmal die Verkittung allein besorgen konnten. Damit der Frost außergewöhnlich strenger Winter auf die Röhren nicht nachtheilig einwirken kann, ist es nöthig, sie 4 Fuß tief zu legen, wodurch sie zugleich den nachtheiligen Wirkungen, die durch die Erschütterungen der Lastwagen hervorgebracht werden, entzogen sind. Hirschberg hat sogar drei dergleichen Röhrenstrecken neben einander, über welchen der bedeutendste Lastwagen-Verkehr ohne allen Nachtheil schon seit Jahren stattfindet.

Wenn nicht nachtheilige Störungen in den Wasserleitungen vorkommen sollen, die dann von Unwissenden oder Böswilligen den Röhren selbst zur Last gelegt werden, so ist bei der Legung genau darauf zu sehen, daß die Röhren auf festen sichern Grund gelegt werden. Wo solcher, wie es stellenweis nicht selten der Fall ist, nicht vorhanden, muß künstlich nachgeholfen

oder sie müssen vor dem Drucke von oben geschützt werden. Es liegt in der Natur der Sache, daß wenn der Grund, worauf die Röhren liegen, weicht, die Last der auf den Röhren liegenden Erde, wenn auch nicht die Röhren brechen, doch die Kniee knicken muß. Wenn durch irgend einen Zufall ein Rohr zerbrochen wird, so kann unbeschadet der übrigen Röhrlleitung ein neues Stück durch Hülfe der beweglichen Muffen eingezogen werden. Beiläufig sei hier noch bemerkt, daß sich die Porzellanröhren sehr leicht mit eisernen, wie hölzernen verbinden lassen.

Der Schlamm, den das Wasser mit sich führt, kann sich in den glasureten glatten Röhren nicht absetzen. Sollte es aber dennoch ausnahmsweis vorkommen, so kann man, indem an gewissen Stellen Röhren mit verschließbaren Oeffnungen angelegt werden, durch Ziehung der Zapfen und dem darauf folgenden Herausstürzen des Wassers die Röhren sich selbst reinigen lassen. Sobald dieselben nach der Legung mit 1 Fuß hoch Erde überschüttet sind, kann die letztere mit einer einfachen Ramme festgestampft werden.

Aus dieser einfachen Darstellung dürfte hervorgehen, daß die Porzellanröhren Alles in sich vereinigen, was bei Wasserleitungen beansprucht werden kann — Unauflösbarkeit der Röhren, dann Leitung des Wassers, wie es die Quelle gibt, ohne Beimengung anderer der Gesundheit mehr oder weniger nachtheiligen Stoffe.

Die Röhren von 6 Zoll Durchm. werden häufig zu Abtritts-Röhren benützt, wo sie sich als unangreifbar und geruchlos bewährt haben. Auch eignen sie sich zur Anwendung von Pumpenstücken, russischen Rauchröhren, Ausgußröhren, Dach- und Erdrienen und werden auch schon vielseitig dazu angewandt.

Oft sind es grade die wohlthätigsten Erfindungen, die sich verhältnißmäßig langsam genug zum allgemeinen Nutzen verbreiten. Was in unsern Tagen nicht mit großem Geschrei austritt, wird lange übersehen. So scheint es auch eine Reihe von Jahren den Porzellanröhren der Ungererschen Fabrik ergangen zu sein; so viel Vortheile sie von vornherein den Kommunen wie einzelnen Hauswesen bieten. Die letzten Jahre ist dies jedoch bedeutend besser geworden; man fängt an die Güte der Ungererschen Röhren anzuerkennen. Eine Menge Zeugnisse sprechen dafür. Da dieselben in der Schles. Chronik vom 27. Sept. 1842 vollständig abgedruckt sind, so genügt hier eine auszügliche Mittheilung daraus.

Der Magistrat von Grünberg erklärt unter dem 4. August 1842, daß die dort seit 3 Jahren in Anwendung gebrachten Porzellan-Wasserröhren sich als vorzüglich bewähren und nach den Erfahrungen, die bei Anwendung von hölzernen und eisernen Röhren dort gemacht worden, diesen unbedingt vorzuziehen sind, aus welchem Grunde derselbe mit Begung von Porzellanröhren fortfahren will. — In Löwenberg befinden sich seit 1838 gegen 308 laufende Fuß

Porzellan-Wasserleitungsröhren. Der dasige Magistrat bescheinigt unter dem 6. August 1842, daß sich dieselben vollkommen gut und dauerhaft befunden und bis dahin keine Mangelhaftigkeit derselben sich gezeigt haben. Beuthen a. d. D. hat 1838 860 Fuß Porzellanröhren zur Wasserleitung legen lassen, die sich bis zum 8. August 1842, als an welchem Tage der Magistrat seine Bescheinigung abgegeben, völlig untadelhaft und gut bewährt haben, indem seit der erfolgten Legung derselben auch nicht Eine gesprungen ist. Daher fühlt sich der dasige Magistrat bewogen, die Porzellanröhren aus der Fabrik des Herrn Ungerer zu empfehlen, da sie besser als eiserne und hölzerne sind. In Landeck liegen seit 7 und 5 Jahren für das Georgen- und Marienbad Porzellanröhren und haben sich, ungeachtet sie während der Kurzeit einem sehr wechselnden Wasserdrucke ausgesetzt werden müssen, als gut, praktisch, und dauerhaft bewährt, wie solches unterm 14. August 1842 von der königl. Bade- und Brunnen-Kommission bescheinigt wird. Zu Schmiedeberg hat Hr. Lieutenant Gebauer 1840 auf seinem Vorwerk eine Porzellanröhren-Wasserleitung von ungefähr 2400 Fuß legen lassen, die sich, wie dies der Hr. Besitzer 1842 erklärt, bis dahin als gut bewährt hat. Derselbe bemerkt noch: „Wie nicht anders zu erwarten, ist das Wasser, welches diese Röhren herführen, stets rein und unverändert im Geschmack. Dieser Vortheil, verbunden mit der Aussicht auf lange

Dauer dieser Röhren, lassen das etwas größere Anlage-Kapital leicht vergessen.“ — Der Brunnen- und Röhrenmeister Hr. K. Heiber in Breslau hat von dem Ungererischen Porzellanfabrikat zu Abtritts- und Ausgußröhren Gebrauch gemacht, und empfiehlt die Röhren zu diesem Zweck, indem er (Sept. 1842) erklärt, daß sie an Dauerhaftigkeit und Reinlichkeit alle andern thönernen, ja in vieler Beziehung selbst eiserne übertreffen, und dabei, besonders zu ersterem Zweck, nicht viel höher als hölzerne zu stehen kommen. Derselbe versucht auch die Anwendung der Porzellanröhren zu Erd- und Dachrinnen, worüber er sich noch Mittheilungen vorbehält.

Es kann Befremden erregen, daß unter den vorliegenden Urtheilen ein Zeugniß von Hirschberg fehlt, wo doch die Röhren am ersten angewandt worden sind. So viel uns aus guter Quelle bekannt ist, hat auch Hr. Ungerer zu der Zeit, als er die Magistrate der andern Städte, welche von den Porzellanröhren Gebrauch gemacht haben, um ein Bewährungs-Attest ersuchte, seine Bitte in dieser Beziehung auch an den hiesigen gerichtet, ist aber von demselben, und zwar unter allen angegangenen Magistraten von ihm allein dahin beschieden worden, daß derselbe solche Zeugnisse nicht auszustellen pflege. Aus diesem Grunde dürfte daher ein näheres Eingehen auf die Erfolge, welche die Röhren hier geliefert haben, wünschenswerth sein.

Im Jahre 1837 wurden hier die ersten Porzellanröhren, etwa 1000 Fuß, und zwar vom städtischen Bauhose bis zum Hospital gelegt, und mit einer Kalkfritte, da Hr. Ungerer seine jetzige bewährte Schwefelfritte noch nicht erfunden hatte, verkittet. Diese Kalkfritte bewährte sich aber nicht, indem sie zusammentrocknet, dadurch kleine Haarrisse bildet, welche das Wasser durchlassen. Die Röhren wurden wieder herausgenommen und mit der obengedachten Mischung von geschmolzenem Schwefel und reinem Sande verkittet; und nachdem sich dieser Kitt bewährt hatte, wurden im Jahre 1839 die Porzellanröhren im schwierigsten Theile des hiesigen Schneckenengeleites, welches von einem ziemlich hohen boberröhrsdorfer Berge herabkommt, angewandt, um zu erproben, ob sie dem bedeutenden Druck aushielten. Im Ganzen liegen bei uns gegen 5000 Fuß. Es ist uns hier keinesweges um eine Empfehlung der Porzellanröhren um jeden Preis, sondern nur um einen sachgetreuen Bericht zu thun. Darum wollen wir auch bemerken, daß seit jener Zeit allerdings einige Schäden bei den Röhren vorgekommen sind; allein wir müssen auch im Interesse der Wahrheit sogleich hinzufügen, daß es bis jetzt fraglich geblieben ist, ob dieselben durch die Beschaffenheit der Röhren, oder durch äußere Umstände veranlaßt worden sind. Wer die Sachen in der Nähe genauer durchschaut hat, mag sich immerhin versucht fühlen, sich für den letzteren Fall zu entscheiden. Alle Wasserleitungen

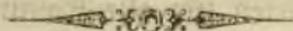
stehen hier unter Aufsicht zweier Röhromeister. Es ist mir nicht bekannt geworden, ob sie entschiedene Freunde der Porzellanröhren sind, allein sie haben, wenn die Leitung kein Wasser giebt, den Schaden zu suchen und die nöthigen Aufgrabungen und Zuschüttungen durch die Leute vom „heiligen Geiste“ zu besorgen. Gab das Schnefengeleite einmal kein Wasser, so wurden die Porzellanröhren aufgegraben, wenn auch der Schaden sich an den hölzernen Röhren fand. Ich bin nicht Sachkenner genug, um zu behaupten, es habe nicht an Gründen gefehlt, ihn auch dort zu vermuthen. Eben so wenig mag ich mich entschieden darüber erklären, ob beim Aufgraben und Zuschütten stets die nöthige Vorsicht angewandt worden ist, und nicht etwa durch die Aufgrabungen selbst, die vorgefundenen Schäden veranlaßt worden sind. Merkwürdig ist es jedenfalls, daß gerade da, wo die Röhren dreifach nebeneinander liegen und von einer Laststraße geschnitten werden, nicht der geringste Schaden vorgekommen ist. Die Stadtverordneten sahen sich veranlaßt, eine Kommission zu ernennen, welche bei etwaigen Aufgrabungen der Porzellanröhren stets gegenwärtig sein sollte. Es geschah dies vor 3 Jahren. Seit dieser Zeit ist nun bei den Porzellanröhren hier so wenig, wie an andern Orten, auch der geringste Schaden vorgekommen.

Wir glauben nichts Ueberflüssiges gethan zu haben, wenn wir diesen für alle Kommunen so wichtigen Gegenstand hier ausführlich besprachen. Wir hoffen

fogar, es werden immer mehr Stadtgemeinden von dem Ungererschen Fabrikat nach selbstständiger Ueberzeugung Gebrauch machen, auch dann fogar machen würden, wenn sie hier gar nichts taugten, was nicht der Fall ist, denn sie liefern uns sehr gutes Wasser. Es ist fogar der Wunsch vieler Einwohner, die Porzellanröhren weiter angewandt zu sehen; aber es giebt Dinge, welche keine Philosophie zu bewältigen vermag, auch wenn sie Funken gäbe, wie Herrn Ungerers Porzellanröhren. Uebrigens ist es erfreulich, wie das Fabrikat in immer weiteren Kreisen Beachtung findet. So hat das „Gewerbeblatt für Sachsen“ in neuester Zeit mehrere Artikel über diesen Gegenstand gebracht, die wir denen, die sich speciell für den Gegenstand interessieren, zur Kenntnißnahme empfehlen (VIII. Jahrg. 1843 Nr. 61, 74 u. 78) da wir uns kaum noch erlauben dürfen, hier einen Auszug daraus zu geben. Aber daß wir in einer schlesischen Zeitschrift dem Gegenstande eine ausführlichere Besprechung widmeten, wird wohl ganz angemessen gefunden werden. Oder wollen es die schlesischen Städte vorziehen, sich von ausländischen Blättern die nöthige Kunde geben zu lassen?

Hirschberg, im Decbr. 1843.

Kein Porzellan-Fabrikant,  
aber auch kein Holzröhren-Lieferant.



## Mittheilungen und Ergebnisse fortgesetzter Pflanzen-Naturalisationsversuche des Freiherrn v. Kottwitz zu Nimptsch.



Die große Trockenheit des Sommers 1842 veranlaßte mitunter höchst nachtheilige Einflüsse auf die Vegetation einer nicht unbeträchtlichen Anzahl nutzbarer Gewächse, so wie der diesjährige sehr kühle Sommer in entgegengesetzter Hinsicht, seines späten Eintritts, der großen Nässe und zeitigen Herbstreife wegen, auf einen großen Theil beachtungswerther Vegetabilien wieder nachtheilig einwirkte.

Die von mir unter Jahresfrist angebauten ausländischen Getreidearten bestaudeten sich auf eine recht erfreuliche Weise, wuchsen schnell, gewährten langes Stroh, schöne Aehren, wurden aber namentlich zur Zeit der Blüthe durch starke Regengüsse mehr oder weniger benachtheiligt, mitunter sogar ganz zu Boden geschlagen, wodurch ich mich außer Stand gesetzt sah, richtige Schlußfolgerungen über ihre Anbauungs-Ergebnisse zu ziehen. Einige dieser Getreidearten wurden auch vom Rost befallen, namentlich das sogenannte weizenartige Sommerkorn, welches ungewöhnlich starke und 7—8 Zoll lange Aehren hervorbrachte. Dasselbe erregte allgemeine Bewunderung und waren daher die dieser Getreideart durch Regengüsse und Rost während der Blüthe erwachsenen Nachtheile um so mehr zu be-

dauern. Besonders merkwürdig aber war mir die circa 3 Wochen nach der Ernte des eingewurzelten Sommerfornes zu Gesicht gekommene höchst seltsame Erscheinung, daß einige Stoppelstöcke desselben wieder zu grünen begannen, frisch aus der Wurzel schlugen und sich schon ziemlich stark bestaudet hatten. Diese Stöcke ließ ich hierauf ausheben, das Stoppelstroh wegbrechen und sodann versehen, um zu sehen, ob sie über Winter ausdauern und was für Resultate sie in diesem Falle gewähren möchten.

Meinen Kartoffeln und Gurken war die große Nässe dieses Sommers besonders nachtheilig, indem ein großer Theil derselben verfaulte. Von Schlangengurken erzielte ich aber dennoch Exemplare von 18 Zoll Länge. Dem Mais wollte die nasskalte Witterung auch nicht zusagen, indem nur die frühern Sorten desselben zur vollständigen Reife gelangten. Den Kirbissen war die Nässe dagegen wieder dienlich, und der sogenannten spanischen Antischocke, einer kleinen Kirbisart, schien sie sogar zuträglich zu sein, indem sich dieselbe besonders tragbar erwies. Sie wird von Feinschmeckern, vorzüglich in Wien, wo sie zahlreich angebaut und als Gemüse genossen wird, sehr geschätzt.

Sonnenrosen, (*Helianthus annuus*) deren ich im Laufe dieses Jahres, zu Erzielung von Del aus dem Saamen, so wie Salpeter aus ihren Stengeln, in beträchtlicher Menge anbaute, und die voriges Jahr ver-

kümmerten, erreichten a. c. eine ansehnliche Höhe und trugen ungewöhnlich große Blumen.

Piemontesischer Hanf erreichte a. c. eine Länge von 10 bis 11 Fuß, wogegen der Sibirische Hanf nicht halb so lang als frühere Jahre wurde, welche höchst auffallende Erscheinung sonder Zweifel von einer Saamenverwechslung herrühren mochte. Von demselben war mir nämlich der Saame, wegen zahlreicher Verabreichung desselben, ganz ausgegangen, und ich sah mich deshalb genöthigt, ihn anderweitig her zu beziehen.

Erdberklee (*Trifolium incarnatum*) eine Kleeart, welche nicht nur zu Viehfutter auf dem Felde, sondern auch ihrer schönen Blüthen wegen als Ziergewächs in Gärten kultivirt wird, und voriges Jahr bedeutende Nachtheile von der großen Hitze und Dürre erlitt, zeigte dieses Jahr eine recht üppige Vegetation. Um jedoch ein gutes und recht zeitiges Frühlingsfutter zu erzielen, ist es räthlich den Erdberklee schon im Herbst und zwar mit Stoppelrüben auszusäen.

*Augustana allioni*, ein von mir noch nicht angebautes Gewächs, treibt gleich der rothgefleckten Sommer-Endivie 3—4 Fuß hohe Stengel, welche sich so wie von jener, nachdem sie geschält, in Stücken von beliebiger Länge geschnitten und mit Salzwasser gekocht worden sind, auf verschiedene Weise zubereiten, in Suppen, desgleichen als Stellvertreter des Spargels, auch wie Pfeffergurken, und die Pflanzen, bevor sie Stengel treiben, zu Salat benutzen lassen, welche au

Zartheit die rothgefleckte Sommer-Endivie noch weit übertrifft.

Von Pastinak versuchte ich a. c. den Anbau des sogenannten großen, weißen, dicken, und fand, daß er sich vor dem gewöhnlichen, hinsichtlich seiner Größe und Stärke auch recht vortheilhaft auszeichnete.

Unter den verschiedenen von mir kultivirten Hirsearten, verdient der große Mannahirse seiner ausgezeichneten Tragbarkeit wegen, und weil er auch nicht so leicht, wie andere Hirsearten ausfällt, eine besondere Beachtung.

Die rauhe Schwarzwurz (*Symphium asperinum*), ein sich gegen alle Witterungseinflüsse ziemlich unempfindlich zeigendes Gewächs, ob ihr gleich Nässe eher zuträglich als nachtheilig zu sein scheint, gewährte vom 5. Mai bis zum 26. September dieses Jahres acht reichliche Schnitte eines guten und ergiebigen Grünfutters für milchende Kühe.

Den 5. Mai wurde sie bei einer Höhe v. 18 Z. geschnitten

= 2. Juni	=	=	=	20	=	=
= 21. "	=	=	=	22	=	=
= 10. Juli	=	=	=	21	=	=
= 29. "	=	=	=	18	=	=
= 17. August	=	=	=	20	=	=
= 1. Sept.	=	=	=	25	=	=
= 26. "	=	=	=	21	=	=

Nach den Ergebnissen der einigen Flachsorten von mir gewidmeten Anbauungsversuche verdient der soge-

nannte Riesenflachs und der großblumige Flachs (*Linum grandiflorum*) eine besondere Beachtung; ersterer wegen seiner vorzugsweisen Länge und letzterer wegen des leichten Anbaues, indem er mehre aufeinanderfolgende Jahre stark staudend aus der Wurzel schlägt. Bei günstiger Witterung kann derselbe sogar um von ihm zwei Flachsarten in einem Jahre zu erzielen, Mitte Juli und Ende Oktober geschnitten werden.

Färber-Knötrich (*Poligonum Sinense*) aus Ostindien und China stammend, wird wie bekannt zu Bereitung von Indigo benutzt, zu diesem Behufe nun auch auf vaterländischem Boden angebaut, und von dem Gewinn, welcher für den Kultivateur dieses Vegetabilis daraus erwüchse, ein an das Fabelhafte grenzendes Aufheben gemacht. Von dem Färber-Knötrich verschaffte ich mir daher ebenfalls Saamen, säete ihn dieses Frühjahr nach erfolgter Einquellung aus, erzielte aber nur eine Pflanze, von welcher ich jedoch Saamen und Stecklinge zu erzielen hoffte, um den Anbau dieses Gewächses fortzusetzen und die wahre Beschaffenheit desselben als Färbepflanze kennen zu lernen.

In landwirthschaftlicher Hinsicht scheint nach meiner Ansicht der Anbau des Senfes, namentlich der des weißen (*Sinapis alba*) eine größere Aufmerksamkeit zu verdienen, als ihm bisher zu Theil geworden ist.\*)

Der sich an Dertlichkeiten bindende, und zumal in

\*) S. Allgem. schles. Monatschrift. 2. Heft 1843, S. 83 — 88.

holzarmen Gegenden ohne beträchtliche Kosten nicht ausführbare Anbau des Hopfens (*Humulus Lupulus*) wegen des Bedarfs der zu seiner Unterstützung erforderlichen großen Anzahl von Pfählen, hat Veranlassung gegeben, auf Surrogate, welche die Stelle des Hopfens ersetzen, sich auch leichter anbauen lassen, zu denken und solche aufzusuchen. Nach dem hier Gesagten hat sich nun ein vortreffliches Hopfensurrogat in der weißen Frucht des sogenannten dreiblättrigen Cederbaumes (*Ptelia trifolia*) herausgestellt, indem sie dem Biere, wie glaubwürdige Schriftsteller versichern, Bitterkeit und aromatische Kraft verleiht. Zu diesem Behufe bewahrt man diese Frucht in verschlossenen trockenen Kammern auf, weil ihr die Luft schadet und sie vieles an ihrer Güte verliert. Dieser Baum, von welchem ich mehrere Exemplare aus Saamen gezogen besitze, stammt aus Amerika, wächst schnell, erweist sich sehr tragbar, hat ein wohlgefälliges Ansehen, und verbreiten zugleich seine traubenförmigen Blüthen von weißer Farbe einen sehr angenehmen gewürzhaften Geruch. In Rede stehender Baum dürfte seiner von ihm geschilderten mancherlei guten Eigenschaften wegen daher wohl einen recht zahlreichen Anbau verdienen, worauf zu Steigerung der vaterländischen Kultur aufmerksam zu machen ich mich für verpflichtet halte.

Noch muß ich bemerken, daß ein großer Theil der a. c. zur versuchsweisen Kultur von mir angebauten ausländischen Gewächse zu den perennirenden

gehört, über deren Ergebnisse ich daher erst später, da ich gegenwärtig nur Pflanzen von ihnen besitze, zu berichten vermag.



## Der Voigt'sche Rahmmesser.



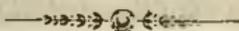
Daß durch die Verbesserung der Rindviehzucht — durch Verbesserung der Weiden, Einführung fremder Bullen, Anbau neuer Futterkräuter, die Landwirthschaft sehr gehoben worden, ist allgemein bekannt, aber minder bekannt — zumal in Schlesien — ist die Anwendung des Rahmmessers. Dieses Instrument probt nicht nur die Güte der Milch und des sich ausscheidenden Rahmes, sondern giebt auch noch eine vergleichende Uebersicht über alle milchgebende Kühe in einem Stalle. Herr W. Fr. Voigt in Cahla beschreibt dieses höchst einfache und nützliche Instrument wie folgt:

„Man nehme ein ungefähr 2 Ellen langes und  $\frac{1}{2}$  Elle breites Brett, bohre an jedem Ende ein Loch in dasselbe und stecke einen 15 Zoll langen Stab hinein. Nun ziehe man von einem Stabe zum andern in Zwischenräumen von  $\frac{1}{8}$  Zoll Zwirnfäden straff an. Hat man diese Vorrichtung gemacht, so nehme man so viel gleich hohe und gleich weite, glatte Biermaaßgläser als man Kühe hat, fülle jedes mit der Milch einer Kuh genau in gleicher Höhe an, bezeichne nach der Reihe,

wie die Kühe stehen, die Gläser mit Nummern, setze dieselben auf das Brett und schiebe sie auf die ausgezogenen Faden, so sind alle Gläser in gleiche Theile getheilt. Hat nun die Milch so lange im Keller gestanden, bis sie sich im Glase gehörig ausgerahmt, so sieht man genau, welche Kuh den meisten Rahm liefert. Dies giebt einen Maaßstab für den Milchnußen der Kühe, welcher bisher mit solcher Genauigkeit nicht zu ermitteln war, denn da in den meisten Wirthschaften die Milch von mehreren Kühen zusammengeworfen wird, so konnte man den oft sehr großen Unterschied in der Güte der Milch, so wie der Güte des Rahmes welchen jedes einzelne Stück in sich faßt, nicht erkennen, und doch kommt es zuweilen vor, daß die Milch einer guten Kuh zehnmal mehr Rahm giebt, als von einer schlechten.

Wohl mancher Landwirth wird sich wundern, wenn er sich den Rahmmesser anschafft und dadurch erfährt, wie sehr verschieden seine Kühe im Ertrag sind, es wird daher jeder Landwirth nach dem Ergebniß desselben nur die Kühe behalten und Kuhkälber von ihnen absetzen, welche am meisten Rahm geben."

Außerdem aber wird man bei Anwendung des Rahmmessers sehr leicht erkennen, welche Fütterung die zweckmäßigste und meistbringendste ist. Es wäre also von großem Vortheile, wenn die schlesischen Landwirthe sich dieses Rahmmessers bedienen wollten.



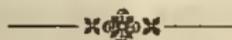
## Das neueste große Braunkohlenlager in Schlesien.

Schon seit einer geraumen Zeit hatte sich eine Anzahl kenntnißreicher und eben so wohl für Naturwissenschaft als für Förderung der Industrie thätiger Männer zu dem Zwecke vereinigt, in Schlesien Braunkohlenlager aufzusuchen, auf deren Vorhandensein die unzweideutigsten Anzeichen schließen ließen. Nachdem die Bemühungen derselben bereits an ein Paar andern Orten kleinere, noch nicht bauwürdige Lager entdeckt hatten, gelang es dem eben so erfahrenen als umsichtigen, durch seine mineralogischen Entdeckungen im Weistritzthale bereits rühmlich bekannten Königl. Wegebaumeister Hrn. Borchard zu Charlottenbrunn während dieses Sommers auf den Territorien von Laasan und Sorau, nahe an der Breslau-Freiburger Eisenbahn, erhebliche Lager von Braunkohle aufzufinden. Das Ausgehende der blauen Lette gab den deutlichsten Fingerzeig, und die angestellten Bohrversuche lieferten ein äußerst günstiges Resultat, indem alsbald an zwei Punkten eine 15 und 13 Fuß mächtige Schicht von Braunkohle erbohrt wurde. An der ersten Stelle wurde sofort mit der Abteufung begonnen, wobei sich eine Mächtigkeit dieses Lagers von 18 Fuß ergab, und die Bohrung fortgesetzt; diese zeigte unter einer zweiten Schicht Lette ein zweites unteres Braunkohlenlager von noch dichterem Beschaffenheit, dessen Mächtigkeit in diesem Augenblicke

noch nicht ermittelt ist. Schon aus diesen Daten läßt sich über die Baumwürdigkeit dieses Flözes genügend urtheilen. Aber auch die Erstreckung desselben ist bedeutend genug, da die bisherigen Versuche eine Ausdehnung über beiläufig eine Viertel-Quadratmeile ergeben haben. Es ist also mit diesem Braunkohlenlager eine reiche und für lange Zeit ausreichende Fundgrube von Brennmaterial aufgeschlossen. Der Bau ist sogleich in Angriff genommen worden und wir dürfen hoffen, daß die Betheiligten nicht anstehen werden, sobald der geregelte Verkauf wird beginnen können, was wahrscheinlich nicht allzulange dauern wird, in Breslau ein Depot dieses schönen und wohlfeilen Brennmaterials zu errichten, um so mehr als die Bewohner der Hauptstadt bei den bereits enormen Holzpreisen sich genöthigt sehen, ihr Augenmerk auf andere wohlfeilere Feuerungsmittel zu richten. Ein besonders günstiger Umstand für beide Theile, die Verkäufer und die Käufer, wird der sein, daß diese Gruben sich in sehr geringer Entfernung von der Freiburger Eisenbahn befinden, und die geehrte Direktion derselben wird es sich gewiß angelegen sein lassen, dem Transport der Braunkohle allen möglichen Vorschub zu leisten, wie wir vernehmen, daß dieselbe auch die Absicht hegt, die Hauptstadt mit wohlfeilern Steinkohlen zu versorgen, als es bisher dieselben hierorts zu beziehen möglich war.

Die von dem Referenten bisher gesehenen Proben der Braunkohle von Laasan sind von zweierlei Art,

mulmige und erdige Braunkohle, und in Braunkohle übergehendes bituminöses Holz. Die Stämme des letzteren liegen inmitten jener. Die erdige Braunkohle, welche sich vielleicht zweckmäßiger Weise in Gestalt von Ziegeln, ähnlich dem Torf, wird formen lassen, glimmt schön und ruhig und giebt eine intensive Hitze. Spuren des Holzes brennen mit einer hellen Flamme, wie Kien; beide entwickeln einen stark bituminösen Geruch. Die von dem Referenten angestellten Versuche in einem Zimmerofen gaben über die Heizkraft dieser Braunkohle die befriedigendsten Resultate. An dem Holze selbst ist die Holzstructur deutlich erkennbar; ohne Zweifel gehört es Bäumen aus der Familie der Ceriferae (Zapfentragende oder Nadelhölzer) an, worüber wir der genauern Untersuchung und Bestimmung des Hrn. Prof. Dr. Göppert entgegensehen dürfen. Uebrigens läßt sich diese Braunkohle sehr wohl zur Zimmerheizung in solchen Defen anwenden, welche genau so wie zur Steinkohlenfeuerung, mit einem Rost und einem darunter befindlichen Aschen- und Zugkanale versehen sind. F. W.



## Allgemeine Versammlungen des Breslauer Gewerbevereins.

am 13. November 1843.

1. Hr. Oberforstmeister v. Pannewitz zeigte vor,
  - a. Infusorienerde, wie sie in Berlin an mehreren Orten z. B. auf der Louisenstraße gefunden wird.

b. Infusorienerde aus der Lüneburger Haide, welche sich von der erstern dadurch unterscheidet, daß sie weiß und jene grau ist.

c. Infusorienerde aus Oesterreich welche zum Poliren benutzt wird.

2. Derselbe zeigte auch eine Tischdecke vor, welche aus Esphenholz (*populus tremula*) gefertigt war und sich durch sorgfältige und saubere Arbeit auszeichnete. Sie gleicht vollkommen einer strohgeflochtenen Decke, ist aber weit haltbarer.

3. Herr Lehrer Stütze setzte seinen Vortrag über Sonntagschulen fort.

#### 5te allgemeine Versammlung, den 27. November 1843.

1. Der als Gast eingeführte Baumeister Winkelmann aus Berlin hielt einen Vortrag in welchem er das bei der Gründung der 93ten Schleuße des Ludwigkanals angewendete Verfahren speciell beschrieb, und durch Handzeichnungen an der Tafel anschaulich zu machen suchte. Bei der Gründung jenes Bauwerkes welches circa 12 Fuß unter dem niedrigsten Wasserstande und also, da die Schleuße 10 Fuß Gefälle hat, gegen 22 Fuß unter dem Wasserstande am Oberhaupte ausgeführt ist, wurde vielleicht zuerst in Deutschland ein so umfangreiches Bauwerk ganz auf Beton fundamentirt, wenn es nicht etwa ausgemacht ist, daß schon die Römer sich einer ähnlichen Bauweise bedienten, wie

aus mehreren alten Wasserbauwerken derselben hervorzugehen scheint. Die bei jenem Bau angeordneten verschiedenen von bisher üblichen Bauweisen ganz abweichenden Verfahrungsarten sind um so interessanter, weil es der Baudirektion darauf angekommen war, sich von der Zweckmäßigkeit einer solchen Gründungsmethode bei diesem Bau erst Ueberzeugung zu verschaffen, dieselbe daher verschiedene Experimente angeordnet hatte, deren Resultate genau aufgezeichnet, gegen einander gehalten werden konnten, um ein richtiges Urtheil zu fällen und davon bei der Gründung der übrigen so zahlreichen Wasserbauwerke an diesem großartigen Unternehmen Gebrauch machen zu können.

Der Vortragende beschrieb hierbei zugleich die Methode, deren man sich bei Bamberg und im ganzen Untermainkreise bedient, um aus dem daselbst brechenden thonhaltigen Kalkstein einen hydraulischen Kalk zu bereiten, und erwähnte wie der thonhaltige Kalkstein in den Brüchen nur selten so angetroffen werde, daß er unmittelbar für obigen Zweck verwendet werden könne, daß derselbe vielmehr bald mehr bald weniger als 25 bis 30% Thon enthalte, und wie man sehr leicht durch eine nach bestimmten Verhältnissen bewirkte Mischung dieser Steine dennoch einen guten hydraulischen Kalk erzeugen könne.

Herr Winkelmann ging hierauf zu einer Beschreibung der bei dem sehr bedeutenden Bollwerke am Bahnhofe in Stettin befolgten Gründungsweise über,

bei welcher der hydraulische Kalk aus einer Mergelerde, die sich auf Wollin vorgefunden und die man bisher als ganz unnutzbar betrachtet hatte, bereitet worden ist. Es ist interessant, wie der Baumeister sich bei dieser einige 20 Fuß unter dem Wasserstande des Oberstromes bewirkten Gründung zu helfen und die Aufstellung eines Fangedammes zu ersparen gesucht hat, und wie ganz abweichend von der bisherigen Weise die eingerammten Rostpfähle in ein durch Beton gebildetes Mauerwerk eingeschlossen und damit ganz umgeben worden sind. — Derselbe erwähnte dann noch ferner, wie in der neuesten Zeit in Frankreich Gußmauerwerk aus Beton über der Erde ausgeführt sei und man selbst Brüderbögen von nicht unbedeutender Spannung ganz aus Beton gegossen habe, welche als vollkommen brauchbar geschildert wurden.

Herr Winkelmann ging hierauf auf ein in Breslau schon lange gewünschtes Bauunternehmen, die Ueberbauung der Ohlau innerhalb der Stadt über, und zeigte, wie nach den bisher bei der Betonfundirung gemachten Erfahrungen dieser Bau selbst dann, wenn man den Fluß in seiner ganzen Breite überwölben wolle, keine großen Schwierigkeiten habe; bemerkte aber, wie er der Meinung sei, daß der Zweck leichter als durch eine Ueberwölbung zu erreichen wäre, wenn man einen bloß massiv überwölbten Abflußkanal von 12 bis 16 □ Fuß lichtem Querschnitt, wie

vergleichen in Berlin, Leipzig, Mannheim und vielen anderen Städten bereits vorhanden, ausführe.

2. Herr Direktor Gebauer sprach über Einrichtungen der Lokomotiven.

6te allgemeine Versammlung,  
den 11. December 1843.

1. Herr Direktor Gebauer setzte seinen Vortrag über Einrichtungen der Lokomotiven fort.

2. Hr. Oberforstmeister v. Pannewitz zeigte vor:

a. Einen Luftheizungs-Apparat.

b. Eine Klee = Säemaschine, auch anwendbar zum Sandstreuen bei gefrorenen Wegen.

c. Eine Zeichnung von einem vielfach verbesserten Kutschwagen.

Erfinder dieser 3 vorgelegten Gegenstände ist Hr. Hausmarschall-Umts-Sekretair Mieth in Dresden.

3. Hr. Posamentier Fuchs jun. zeigte mehrere Fabrikate sächsischer Weberei vor, welche sich durch Sauberkeit der Arbeit und geschmackvolle Muster auszeichneten.

4. Hr. Kunsthändler Karsch zeigte mehrere en relief gepresste Leder vor, zu Album = Einbänden sich vorzüglich eignend, in Paris gefertigt, die hier allgemeinen Beifall fanden.



## Ein Vorschlag zur fortwährenden Instandhaltung der Kirchenorgeln.

Es dürfte gewiß manchem Leser dieser Monatschrift angenehm sein, auch etwas über kirchliche Angelegenheiten und Zustände zu erfahren, und es ist vielleicht hier gerade der Ort, über einen Gegenstand zu verhandeln, dem selbst in unserer jetzigen, den Fortschritten so günstigen Zeit leider immer noch so wenig Aufmerksamkeit zugewendet wird, ich meine die Orgel.

Dieses herrliche und erhabene Tonwerkzeug, das sowohl zufolge seiner inneren künstlichen Einrichtung, als auch wegen seiner so mächtigen Einwirkung auf das Gemüth mit Recht ein Triumph des menschlichen Geistes genannt zu werden verdient, dieses Instrument aller Instrumente, welches sowohl die größte Kraft als die größte Zartheit, überhaupt Alles in sich vereinigt, was Jeden, auch den weniger Gebildeten und Gefühlvollen erhebt und zur Andacht stimmt, dieses dem Dienst des Herren und der christlichen Kirche so unentbehrliche Tonwerkzeug wird in unserer Zeit noch so stiefmütterlich behandelt, entbehrt hier und da aller Sorgfalt und Pflege in dem Maaße, daß ich wohl nicht zu viel sage, wenn ich behaupte, daß die Geige in der Tanzkneipe des ärmlichsten Dorfes sich einer größeren Berücksichtigung zu erfreuen hat, als das genannte Kircheninstrument, indem erstere doch nach jedem herunter-

gesägten Galopp wieder gestimmt wird, welche Ehre mancher Orgel aber oft nach mehreren Decennien, oder erst dann wiederfährt, wenn sie fast unbrauchbar geworden ist. Bedarf nun ein so kleines und einfaches Instrument, wie die Violine einer so öfteren Nachhülfe, wie vielmehr muß dies nicht bei der Orgel, einem aus so vielen Theilen bestehenden und äußerst künstlich zusammengesetzten Tonwerkzeuge geschehen! Aber in welchem schauerhaften Zustande findet man nicht sehr häufig die Orgeln. Wird einem nicht unheimlich zu Muth, wenn man in das Innere eines solchen vernachlässigten Werkes kommt, wo man nichts als Zeichen des nahen Unterganges desselben erblickt, und was steigen alsdann erst für Gedanken in der Seele des Beschauers empor, wenn er endlich das Wimmern eines derartigen Tonwerkzeuges hört, dessen Töne dem Klaggeschrei eines Menschen gleichen, der unter der Last des Schmerzes sein Leben aushaucht? — Dieser Zustand der Orgel wird sich freilich nicht eher verbessern, als bis man derselben eine andere Behandlung und größere Aufmerksamkeit zuwenden wird als es größtentheils bis jetzt geschehen; denn ist z. B. der Bau einer Orgel vollendet, so werden die Zugänge derselben sehr häufig für immer geschlossen, denn um das Innere kümmert sich nun Niemand mehr, ungeweihten Händen werden die Schlüssel zum Werke anvertraut, ohne daß Jemand Bedenken trägt oder Einspruch dagegen macht, jeder schaltet nach Belieben mit der Orgel, auf welcher so

lange herumgedroschen wird, bis sie fast keinen Ton mehr von sich giebt. Daß nun andere Personen, die nichts mit der Orgel zu schaffen haben, noch weniger Rücksicht auf dieselbe nehmen, ist leider nur allzumahr. Man beobachte die Leute, die mit dem Reinigen der Kirche, des Orgelchors u. beauftragt sind. Statt den Staub auf eine behutsame Weise zu beseitigen, jagen sie denselben, in schnellen Strichen fegend, um bald mit der Arbeit fertig zu werden, wolkenähnlich in die Höhe, welcher Umstand um so mehr eintritt, wenn diese Leute aus Trägheit verabsäumen, vorher tüchtig zu sprengen. Ein Theil des Staubes bleibt also in der Kirche und zieht nur nach einem andern Orte — natürlich in die Orgel, wo er sich (besonders in Kirchen, die oft gereinigt werden) zuweilen mehrere Zoll hoch anhäuft, und mit der Zeit das sämmtliche Pfeifenwerk verstaubt, so daß sich Niemand wundern darf, wenn ein Ton nach dem andern verstummt. Wie viel schadet ein gewissenloser oder nicht instruirter Calcant der Orgel durch regelwidriges Treten der Bälge, und wie nachtheilig kann selbst das Verfahren eines mit der Natur der Orgel gänzlich unbekanntem Organisten dem Werke werden. Es giebt leider viele Organisten, die selbst so wenig Lust und Liebe zu ihrem Amte haben, daß sie sich um das ihnen anvertraute Werk nur so lange bekümmern, als sie auf der Orgelbank sitzen und vielleicht so lange sie im Amte sind sich nicht die Mühe geben, das Innere ihrer Orgel in Augenschein zu nehmen, ja ich sage keine

Unwahrheit, wenn ich behaupte, daß es unter ihnen solche giebt, die von der Orgel nichts weiter kennen als die Tasten. Daß man von solchen Organisten auch kaum nur mittelmäßige Leistungen erwarten darf, ist wohl sehr natürlich, denn wer sein Instrument nicht liebt, wird sich auch keine Mühe geben es kennen zu lernen, und wer die Natur seines Instruments und die Art und Weise des Spiels nicht kennt, kann auch den geringsten Anforderungen nicht entsprechen. Doch es spricht Vieles zu Gunsten der in Rede stehenden Personen, und man kann das erwähnte Verhältniß nicht immer dem fehlenden Eifer, sondern in den meisten Fällen den Zeitumständen zuschreiben.

Gewöhnlich ist das Organistenamt mit dem Schulamt verbunden, letzteres ist also Haupt- ersteres Nebensache. Obgleich Schreiber dieses Aufsatzes dem Schulfache weder angehört noch angehört hat, so weiß er doch sehr gut, in welchen Zweigen des Wissens der angehende Lehrer zu Hause sein und den heutigen Anforderungen genügen muß, wenn er das Glück haben will, eine Anstellung zu erhalten. Wer sich in jetziger Zeit nur einem Handwerke widmet, muß, wenn er späterhin gesegneten Erfolg sehen will, mit ganzer Seele seinem erwählten Fache zugethan sein und darf, wenn er endlich Meister geworden ist, nicht etwa auf derselben Ausübungsstufe seines Geschäftes stehen bleiben, wenn er nicht von seinen Concurrenten verdrängt werden und untergehen will, sondern muß mit der Zeit

fortschreiten. Wenn es also schon eine schwierige Aufgabe ist, heut zu Tage einem einzigen Fache zu genügen und seinen Platz zu behaupten, so ist wohl nicht zu viel gesagt, wenn ich behaupte, daß der Pädagoge der in vielen Fächern zu Hause sein muß, eine wahre Herkulesarbeit zu verrichten hat, bevor ihm das große Glück, eine vielleicht gering dotirte Lehrerstelle zu erhalten, zu Theil wird. Der zukünftige Lehrer in kleinen Städten und auf dem Lande hat nun außer den Schulfächern noch die Musik und zwar auf mehreren Instrumenten zu lernen, die Musik ist aber demohngeachtet Nebensache. Wer aber nur einigermaßen mit der Musik vertraut ist, der wird eingestehen, daß sich dieselbe nicht als Nebensache betrachten läßt, indem man schon mit einem Instrumente zu thun hat, wenn man etwas Tüchtiges leisten will, und hier werden sogar mehrere Instrumente als Nebensache zugleich gepflegt! Wie viel Zeit kann jedem einzelnen derselben gewidmet werden, wenn der Schulamtskandidat so viele Lehrfächer als Hauptsache zu kultiviren hat; und will er denn keine Erholung? Soll der Geist in fortwährender Spannung verbleiben? Es ist also schon viel gewonnen, wenn der zukünftige Lehrer in der Musik und namentlich im Orgelspiel Einiges leistet, die Bekanntschaft mit der Beschaffenheit der Orgel wird oft dem Zehnten nicht zu Theil, (obgleich nicht unerwähnt bleiben darf, daß in den Seminarien unsers Landes die Seminaristen mit der Struktur der Orgel bekannt gemacht werden)

er kennt z. B. keinen Orgelbauer oder sieht, wie es auf dem Lande namentlich der Fall ist, das ganze Jahr keinen, ist auch zufolge seiner dürftigen Stellung nicht im Stande, sich ein über diesen Gegenstand handelndes Buch anzuschaffen, und findet vielleicht an dem Orte seiner Anstellung ein Werk, das kaum den Namen Orgel verdient, da kann unmöglich Lust zur Sache erweckt werden; sie wird geradezu getödtet. Nehmen wir nun die Stellung eines so gering dotirte Lehrers an. Hat er den Hasen der Ruhe\*) erlangt, wenn er angestellt worden ist, so geht die Arbeit erst recht an. Nach 5 oder 6 Schulstunden hat er sich, wie es auf dem Lande häufig der Fall ist, als Süngr der Ehemis mit der Gerichtschreiberei zu befassen, oder er beschäftigt sich mit dem Unterricht der ihm anvertrauten Präparanden, oder er muß, um seine Einnahme zu verbessern, Privatstunden ertheilen, zuweilen ist ihm auch noch das Küsteramt übertragen, mit welchem gewöhnlich noch der Posten eines Kirchenschreibers u. verbunden ist. Wie viel Zeit also wenigstens einem großen Theile der Lehrer übrig bleibt, um sich in der Orgel umzusehen, läßt sich hieraus ermessen, nämlich fast gar keine. Denkt man nun obendrein da-

---

\*) Unter Ruhe verstehe ich hier nicht das *dolce far niente*, sondern die Zeit, die dem Lehrer zu seiner weitem Fortbildung oder zur Betreibung von nützlichen Lieblingswissenschaften bestimmt sein soll.

ran, daß eine solche Besichtigung nicht zu jeder Zeit, sondern nur bei Tage vorgenommen werden kann, der wird einsehen, daß der Lehrer, im Falle er wirklich im Stande sein sollte etwas für sein Orgelwerk zu thun, er dies doch wegen der ihm zugemessenen Zeit nicht, oder doch unter erschwerenden Umständen bewerkstelligen kann; auch ist es bei solchen kleinen Nachhülfen an der Orgel nicht mit einer Viertelstunde abgemacht, und es kommen sogar Fälle vor, wo man Stundenlang wegen der Beseitigung eines eingetretenen Fehlers in der Orgel verweilen muß.

Es stellt sich also heraus, daß die Hülfe, die eine Orgel von Seiten des Organisten zu erwarten hat, in den meisten Fällen unzulänglich ist, namentlich tritt dieser Fall dann ein, wenn derselbe schon eine schlechte Orgel vorsindet, deren Instandsetzung selbst dem Orgelbauer Schwierigkeiten macht, und es ist also eine heilige Pflicht der Behörden, Sorge für die Instandhaltung der Orgel zu tragen, da dieselbe zur Erhöhung der Feierlichkeit beim Gottesdienst so wesentlich beiträgt. Aber hier hält es gewöhnlich schwer, man schiebt trotz der vernünftigsten Gegenvorstellungen des betreffenden Organisten und anderer mit der Sache vertrauter Personen die oft so nöthige Reparatur von Tag zu Tag auf, das Uebel vergrößert sich in demselben Maße bis man sich endlich zu einer kostspieligen Hauptreparatur bequemen muß, der man hätte durch kleine Opfer entgehen können. Daß sehr häufig die Mittel fehlen,

um einen solchen Bau ungesäumt vorzunehmen, wird Niemand bezweifeln, allein es kann wohl auch nicht geläugnet werden, daß man heut zu Tage hier und da die Orgel für einen Luxusartikel hält, ihr also die verdiente Aufmerksamkeit nicht schenkt.

Es drängt sich also die Frage auf: Was ist zu thun, um der gänzlichen Unbrauchbarkeit der Kirchenorgeln vorzubeugen?

In Städten wo ein Orgelbauer ansäßig ist, besteht die Ordnung, daß die Beaufsichtigung, namentlich großer Werke, dem Orgelbauer für einen bestimmten jährlichen Gehalt von Seiten der Behörde übertragen ist. Der Orgelbauer übernimmt nach Maaßgabe des Uebersinkommens die Stimmung der Rohrwerke, das Nachschrauben der Claviaturen, das Einschmieren der Wälze ic. und ist außerdem verpflichtet, von fehlerhaften Erscheinungen, die er etwa bemerkt hat, deren Abhülfe aber in seinem Contract nicht verlangt ist, der Behörde Bericht abzustatten, damit selbige die nöthige Reparatur veranlaßt, bevor der Schaden größer wird. Diese auch in Breslau bestehende Einrichtung ist für das Wohl einer Orgel von großem Nutzen, nicht allein weil sie dadurch fortwährend in brauchbarem Zustande erhalten, sondern auch Fehlern vorgebeugt wird, von deren Vorhandensein der Organist, namentlich wenn er keine Kenntnisse vom Orgelbau hat, vielleicht gar keine Ahnung haben würde; und kommt diese Einrichtung nicht auch dem Zustande der betreffenden Kirchkasse zu Gute, indem

sie durch kleine Opfer kostspieligen Hauptreparaturen vorbeugt? Da nun aber eine kleine sowohl als große Orgel einer verhältnißmäßigen Pflege bedarf, wenn sie ihrem Zweck entsprechen soll, so erlaube ich mir anzuführen, daß gerade in kleinen Städten und auf dem Lande die Beaufsichtigung der Orgeln von Seiten des Orgelbauers höchst nothwendig ist.

Ohne die Gegenrede gewisser Leute, „daß für die Bauern Alles gut ist“, zu beantworten, will ich nach meiner Einsicht anzugeben versuchen, in welcher Form dieses System verfolgt werden muß, da besonders auf dem Lande kein Orgelbauer lebt.

I. Man wähle einen renommirten und redlich gesinnten Orgelbauer. Nur von einem tüchtigen Meister, also von einem solchen, der schon Proben seiner Kunstfertigkeit abgelegt hat, und von dem man überzeugt ist, daß er seine Forderungen nicht zu hoch stellt, lasse man seine Orgel beaufsichtigen. Es werden vielleicht Viele der Meinung sein, daß es besser wäre, jedem Orgelbauer den District der Provinz zu seiner Thätigkeit anzuweisen, in welchem er gerade ansäßig ist, weil die betreffenden Kirchklassen sonst dem Orgelbauer desto mehr Reisekosten entrichten müßten, je weiter derselbe von dem Orte wo seine Hülfe verlangt wird, entfernt ist, allein ich glaube daß sich dieses scheinbare Mißverhältniß ziemlich, wo nicht ganz ausgleicht, wenn man erwägt, daß sich vielleicht mehrere Ortschaften in der Nähe einen und denselben Orgel-

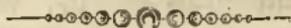
bauer gewählt haben können. Auch würde man keinen Vortheil aus dem Verfahren ziehen, wenn man dem ersten besten Orgelbauer sein Werk zur Aufsicht übergeben wollte, weil es sich in manchen, wenn auch vielleicht seltenen Fällen ergeben würde, daß man besser gethan hätte, lieber die Orgel unbeaufsichtigt zu lassen, als solchen Händen anzuvertrauen. Hinsichtlich des vorangeführten Umstandes, wegen der Forderungen, die der Orgelbauer machen könnte, ist anzuführen, daß man nicht denjenigen Orgelbauer zu wählen hat, der am billigsten, sondern der am besten arbeitet. Die zu billige Arbeit taugt in der Regel selten etwas und der Wenigfordernde sieht sich, wenn er später gewahr wird, daß er bei diesem Preise nicht bestehen kann, genöthiget, seinen Versprechungen mehr oder weniger untreu zu werden. Doch vertraue man sich auch keinem Preller an, der durch hohe Forderungen sich vielleicht den Anstrich eines großen Künstlers zu geben sucht, es aber keinesweges ist, auch hüte man sich vor Solchen, die vielleicht durch Kleiderprunk oder glänzende Worte Vertrauen erwecken wollen. Man lasse die betreffenden Anschläge von Kennern prüfen, und erkundige sich nach den Leistungen der betheiligten Meister.

2. Hat man sich einen Meister gewählt, so knüpfe man mit ihm Unterhandlungen an, in welcher Form das System der Beaufsichtigung der Orgel verfolgt werden soll. Da der Orgelbauer die auswärtigen ihm anvertrauten Orgeln

nur von Zeit zu Zeit besuchen kann, so ist es nothwendig, in dem deshalb mit ihm abgeschlossenen Contract genau festzusetzen, wie oftmals sein Besuch im Jahre gewünscht wird. Je öfter nun dies geschehen kann, desto besser ist es freilich für das Werk, wenigstens würde ich der Meinung sein, einem bisher nicht beaufsichtigten Werke wenigstens in der ersten Zeit, und zwar bis zum Eintritt eines besseren Zustandes eine öftere Aufsicht zu Theil werden zu lassen. Nach der guten oder schlechten Beschaffenheit eines Werkes könnte nun entweder ein Termin von 6, 4, 3, 2 oder 1 Monate festgesetzt werden, und der Orgelbauer müßte alsdann die Stimmung des Werkes durchgehen, das Nachschrauben der Claviatur, das Einschmieren der Balgaren u. besorgen, überhaupt auf den fortdauernd guten Zustand des Werkes bedacht sein. Sehr zweckmäßig würde es auch sein, wenn er mit dem Verfahren bekannt gemacht werden könnte, welches der Organist, namentlich aber die Bälgentreter bei ihren Funktionen beobachten, und daß er, im Falle er es nicht nach seiner Ansicht findet, dem betreffenden Personale geeignete Instructionen gebe, die von der Guts Herrschaft unterzeichnet werden müßten, um in Kraft zu treten. Die Kosten der Beaufsichtigung würden nach der Größe und dem gegenwärtigen Zustande der Orgel zu berechnen sein, außerdem wäre noch Fuhrlohn und Beköstigung für den Orgelbauer und seine etwa dazu benötigten Gehülfen in Anschlag zu bringen.

Durch dieses Verfahren ist es allein möglich, einen besseren Zustand der Kirchenorgeln herbeizuführen, die Klagen der Organisten über schlechte Werke werden aufhören und der Gesang der Gemeinde wird nicht mehr, wie es jetzt noch so häufig geschieht, mit Mißtönen begleitet werden, denn das muß jeder Unbefangene zugestehen, daß eine verstimmte Orgel die schauerlichste Wirkung auf ein nur wenig gebildetes Ohr hervorbringt, und die Feier des Gottesdienstes durch ein solches Tonwerkzeug nicht erhöht, sondern sogar entwürdigt wird, während ein rein klingendes Werk, und sollte es auch klein sein, seinem erhabenen Zwecke vollkommen genügt. Obgleich ich nun vorher erwähnte, daß die Hülfe, die der Orgel von Seiten des Organisten zu Theil wird, in vielen Fällen nicht zureichend ist, so kann ich meines Erachtens nach denselben doch nicht ganz von seiner Hülfeleistung lossprechen, denn es kann sich ja trotz der Beaufsichtigung des Orgelbauers ein Fehler in der Orgel zeigen, den der Organist selbst beseitigen kann (z. B. das Herauspringen einer Ventilsfeder, ein verstimmter Ton u.), und würden nicht der Kirchkasse vielleicht eine Menge unnützer Ausgaben durch die Unbekanntschaft des Organisten mit seiner Orgel erwachsen, wenn der vielleicht erst am Orte gewesene Orgelbauer schon wieder wegen der Beseitigung eines vielleicht unbedeutenden Fehlers mehrere Meilen machen muß, und ist er denn immer bei der Hand? Ist das Orgelwerk in fortwährender Aufsicht

des Orgelbauers, alsdann kann es dem Organisten nicht schwer werden, dasselbe mit zu beaufsichtigen und es werden vernünftig denkende Schulbehörden, Kirchenpatrone u. den Organisten gewiß einstweilen von einer andern Verpflichtung entbinden, wenn derselbe es für nöthig findet, seiner Orgel einige Stunden Aufmerksamkeit zu schenken. Die Behörden sind diese Rücksicht dem Gottesdienste, der Gemeinde und ihrem Gewissen schuldig. J. Seidel.\*)



**Ueber die Nothwendigkeit der Sonntagschulen für Handwerks-Lehrlinge in Städten, und die Beseitigung der Einwürfe, welche diesen Anstalten von Seiten ihrer Gegner gemacht werden.**

(Fortsetzung.)

Wie ist nicht derjenige von ihnen übel daran, der von fremden Händen sich Briefe, Rechnungen, Quitt-

---

\*) Wir erfüllen hiermit die angenehme Pflicht auf das allgemein für ausgezeichnet anerkannte Werk „die Orgel und ihr Bau“ vom Verf. dieses Aufsatzes hinzudeuten. Die erste und sehr große Auflage dieses Werkes ist in einem Zeitraum von 9 Monaten vergriffen worden, so daß bereits die zweite mit vielen Zusätzen versehene erschienen ist. Der höchstachtungswerthe Autor Herr Julius Seidel ist zur Zeit als Organist an der hiesigen Christophori-Kirche angestellt. D. R.

tungen u. f. w., die sein Geschäftsverkehr nothwendig macht, anfertigen lassen muß, weil er selbst nicht so geübt ist, sie möglichst fehlerfrei, verständlich und zweckmäßig eigenhändig zu entwerfen, und wie schmerzt es ihn, wenn er oft genöthigt ist über Dinge und Sachen, welche er lieber für sich behalten wollte, mit andern zu sprechen und so sich manchen Vortheil entgehen lassen muß. Wie mancher der Zurückgekommenen fällt nicht dem Betrüge und der Willkühr Anderer anheim, und verliert beim Bewußtsein seiner Schwäche und Unwissenheit zugleich auch noch den Muth, Vergessenes nachzuholen und Neues hinzuzulernen. Wer dagegen in seiner Jugend nicht unterläßt, durch Fleiß und unermüdliches Streben sich geistig allseitig zu vervollkommen, wird der Schöpfer seines eigenen Glücks, erwirbt sich eine ehrenvolle Stellung in der menschlichen Gesellschaft, begründet seinen häuslichen Wohlstand, erfreut sich der Achtung aller seiner Mitbürger und gelangt wohl auch durch ihr Vertrauen zu diesem und jenem Ehrenamte. Es bleibt demnach unbestritten und als nothwendig und wesentlich stehen, daß die Schulzeit solcher, für das gewerbliche Leben sich bildender Jünglinge nach erfolgter Confirmation nicht aufhören, sondern fortgesetzt werden muß, wenn der Vorrath von Kenntnissen, den sie sich gesammelt, als ihr Eigenthum erhalten werden soll. Hierzu bedarf es aber, wie bekanntlich, der fortwährenden, sorgfältigen Uebung und Beschäftigung mit dem Erlernten, wozu die jungen Leute, wenn sie sich

überlassen bleiben, von selbst nicht kommen, da es ihnen, mit nur seltenen Ausnahmen, an eigenem Triebe und in ihren häuslichen Umgebungen an äußerer Anregung fehlt. Und muß der Jugend zur Erhaltung des schon Erlernten die Hand geboten werden, so ist dies um so nöthiger, wenn es sich darum handelt, sie weiter zu führen und den Kreis ihres Wissens zu erweitern. Leistete darin auch die Sonntagschule, weil sie auf eine kurze Zeit beschränkt ist, weiter Nichts, als daß sie dem jungen Geiste die Richtung auf das Höhere und Edlere giebt, und den Sinn weckt, welcher vorhanden sein muß, um für weitere Bildung empfänglich zu werden, so ist das schon ein großer Gewinn. Sehen wir auf unser, oder auf das Leben Anderer zurück, so finden wir, daß oft ein einziges Wort, welches uns zu rechter Zeit gesagt wurde, ein freundlicher Rath, den man uns gab, ein einziger Gedanke den wir lasen oder aussprechen hörten, eine Wirkung auf uns gemacht, die entscheidend für unser ganzes Leben geworden ist. Gewiß findet von dem vielen guten Saamen, der in den Sonntagschulen ausgestreut wird, so manches Korn einen ergiebigen Boden, wo es über kurz oder lang aufgeht und schöne Frucht bringt. Wenn daher auch für das Weiterbringen, im Verhältniß zur Beschränktheit der Unterrichtszeit nicht gar viel geschehen kann — es kann aber auch bei zweckmäßiger Zeit- und Klasseneintheilung wirklich recht Ersprießliches geleistet werden — so ist doch ein Wenig des Weiter-

bringens weit mehr werth, als das Stehenbleiben, welches bekanntlich immer ein Rückschreiten ist.

Wenn schon in intellectueller Hinsicht die Gründung, Erweiterung und Förderung der Sonntagschulen als ein wichtiges Bedürfniß der Zeit dringend erscheint, so ist dies in Beziehung auf die sittlich-religiöse Bildung der Jugend noch wünschenswerther. Wer nur einigermaßen das geisttödtende, sittenverderbende Leben und Treiben der nach Vergnügen haschenden jungen Leute, die heut Alles das schon machen und erfahren wollen, was nur Erwachsene zu thun berechtigt sind, kennt, der wird gewiß die Einrichtung von Fortbildungsanstalten aufrichtig und sehnlich wünschen, damit das jüngere Geschlecht nicht so leicht eine Beute der Verführung und seiner eigenen Sinnlichkeit wird. Die sämmtlichen Schüler der Volksschule treten aus derselben gerade in dem Alter, in welchem nur äußerst Wenige moralisch mündig sind, d. h. wo sie diejenige sittliche Reife und Festigkeit des Charakters erworben haben, welche gegen Verirrungen in der Stunde der Versuchung zu sichern verspricht. Alles, was der Lehrer mit Liebe und großer Mühe aufgebaut hat, das wird, weil alsdann jegliche Verbindung auf einmal aufhört, durch die ungünstigen Verhältnisse, in welche die Schüler nach der Schulzeit treten, leicht niedergezissen, und gar Viele werden von dem schmalen Wege der Tugend durch trügerische Reize und Schlaueit, durch schlechte Beispiele u. s. w. abgelockt, da sie nicht

Kraft genug haben, diesen Kampf zu bestehen. Niemand, der nur einigermaßen das Leben unserer heranwachsenden Jugend in ihren wichtigsten Entwicklungsjahren und der rathlosen isolirten Stellung, welche sie einnimmt, kennt, wird daher die Wahrheit des so eben Ausgesprochenen bestreiten oder in Abrede stellen wollen, da ja genugsam bekannt ist, wie sehr der größte Theil derselben sich von dem Religiösen und Christlichen entfremdet, roh und ungesittet an Sonn- und Feiertagen, Jahrmärkten, Kirchweih- und andern Festen sich beträgt, und ungestört dem Fleische dient, um nur nichts versäumen zu wollen. Dieser Stand der Dinge ist gewiß zum Theil als das Ergebniß davon zu betrachten, daß auf die sittliche Bildung der Jugend, auf Veredlung des Herzens und Hebung des Gemüthes bisher nicht entscheidender eingewirkt und ihr nicht Gelegenheit zu nützlicher Beschäftigung und zweckmäßiger Anwendung ihrer freien Zeit gegeben wird. Noch ehe also der Lehrer sein Werk vollendet hat, muß er die Hand von seinen Schülern abziehen, und es dem älterlichen Hause, der Kirche und der gesellschaftlichen Verbindung überlassen, das zu beschirmen und weiter zu entwickeln, was er hoffend auf den Segen von Oben, als edle Keime in das kindliche Herz gelegt hat. Diese Keime ersticken leider nur zu oft und bringen keine Frucht, da das Unkraut, welches durch den Feind gesäet wird, gewaltig wuchert und dem Guten nicht Platz und Raum läßt, sich zu entfalten. Die Erfahrung bestätigt es

genugsam, daß der kaum in die Lehre gekommene Confirmirte bei nächster Gelegenheit Tanz- und Schankhäuser besucht, es sich dort wohl sein läßt und das Leben darin recht behaglich findet. Wie bald ist dann das Schamgefühl verwischt und des Gewissens Stimme unterdrückt; er geht nachdem er einmal einen Anfang gemacht, allmählig seinem leiblichen und sittlichen Untergange entgegen; denn diese Lusthäuser werden für den größten Theil der jungen Leute das Grab ihrer irdischen und himmlischen Glückseligkeit. Woher kommt das? Antwort, weil der Lehrling in den freien Sonntags-Nachmittagen u. sich selbst überlassen bleibt, thun und lassen kann, was ihm beliebt, und weil der Meister ihn nicht als Glied seiner Familie, das er unter seine Obhut zu nehmen verpflichtet ist, sondern nur als ein Etwas zur Erreichung und Verrichtung seiner materiellen Zwecke betrachtet. Lose Buben sind sogleich bei der Hand, und ermangeln nicht den Neuling in allen Dingen, an welchen sie schon Gefallen gefunden haben, mit Eifer zu unterrichten, ihm erst die Cigarre und dann die Tabakspfeife — das stolze Siegeszeichen errungener Freiheit! — anzupreisen versuchen, wozu nun freilich der Genuß von Schnaps und Bier nicht fehlen darf. Später erfolgt in der Reihe der Stufenleiter der Genuß- und Vergnügungssucht, und nachdem er in dem früher Erwähnten bereits einige Fertigkeit, wenn nicht Meisterschaft, erlangt hat, das Tanzen, mit welchem natürlich auch das Finden einer Aus-

erforenen, die alsdann allsonntäglich mit ihren nicht geringen Ansprüchen seiner sehnfuchtsvoll harrt, verbunden ist. Woher das Geld zu solchen Belustigungen? es muß auf die unredlichste Art, durch Mehrfordern für abgelieferte Waaren, oder durch Entwendung von Material des Meisters zc. herbeigeschafft werden. Wie sehr daher eine strenge und ununterbrochene Aufsicht und Ueberwachung des unerfahrenen Lehrlings, im Geiste des Christenthums noth thut, liegt am Tage, besonders aber, wenn man bedenkt, daß in diesem Alter der Geist der Willkür, Widerspenstigkeit und Ungebundenheit, und ein Sehnen und Drängen nach gewissen Kraftäusserungen in sehr verschiedenen Richtungen erwacht und sich zu entfalten sucht. Man frage nur die Polizei=Officianten, wie manche Lehrlinge durch nächtlichen Unfug, allerlei Neckereien und Muthwillen dem Publikum lästig werden, und wie oftmal die Polizei=Behörde sich veranlaßt sah, einzuschreiten, um solchem Unwesen zu steuern. Haben nicht sogar die hiesigen Schusterjungen, wie man die Schuhmacherlehrlinge allgemein benennt, eine gewisse Berühmtheit in Bezug auf ihr muthwilliges Treiben erlangt? Ist irgendwo ein loser Streich oder Witz, wie selbige ihn zu nennen belieben, verübt oder ausgeführt worden, so hat die öffentliche Meinung sogleich diese Lehrlinge in Verdacht. Frägt man nun nach dem Grunde dieser Erscheinung, warum gerade sie unter so vielen Lehrlingen anderer Gewerke, als Ausbund charakterisirt werden, so liegt wohl die

Antwort nicht allzusehr, wenn man bedenkt, daß sie rein den Gesellen überlassen bleiben, und daher nicht so, wie es sein sollte, beaufsichtigt und geleitet werden, da der Meister den größten Theil des Tages in seinem Verkaufs-Gewölbe oder anderswo verweilt und daher nur selten seine Werkstatt betritt.

Wenn nun auch ein unschuldiger Scherz jedermann, also auch der Jugend zu machen gestattet ist, so muß man doch muthwillige Streiche, die solche Leute Spaß nennen, und wodurch andere so leicht und zu großem Schaden kommen können, zu verhüten, und bei deren Ausführung gehörig zu bestrafen suchen. Es leuchtet — denk ich — nun wohl von selbst ein, daß nur durch tüchtige Aufsicht, durch fortgesetzten Unterricht und eine Erziehung, welche auf gute sittliche Führung und Anstand hält, dem Austreten der Lehrlinge aus der Bahn des Schicklichen und Lößlichen vorgebeugt, und durch liebevolle Ermahnung, gründliche Ueberzeugung und vor Allem durch ein musterhaftes Beispiel dem Schlechtwerden Einhalt gethan werden kann. Wird nun wohl Jemand noch die Nothwendigkeit der Sonntagschulen im Allgemeinen und Besondern in Zweifel ziehen und das Bedürfniß derselben bestreiten? Leider geschieht solches noch öfters, und dies veranlaßte mich, den Einwürfen, welche man diesen Anstalten macht, entgegen zu treten sie hier näher zu beleuchten und zurückzuweisen.

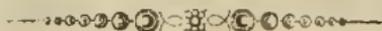
Die Sonntagschulen, behauptet man, verträgen sich nicht mit der Bestimmung und

Feier des Sonntags, indem sie den kirchlichen Sinn verminderten und die Vernachlässigung des Gottesdienstes beförderten.

Schon der bloße Name „Sonntagsschule“ ist gewissen Frommen verdächtig, da sie bei Schule immer an den Werktag, folglich auch an die Werktagsarbeit denken, und der Mensch, nach dem Gesetz, doch nur 6 Tage arbeiten und alle seine Dinge verrichten und am 7. ruhen soll. Aber sind denn, frag ich, Lesen, Schreiben, Zeichnen, Ausbildung des Verstandes durch Rechnen, Geometrie u. s. w. unter die Arbeiten zu zählen, die im 3. Gebot verboten sind, oder die irgend durch ein Gesetz am Sonntage, als unerlaubt erklärt werden? Darum halte ich es für eine verzeihliche Thorheit, wenn Manche in ihren Urtheilen so weit gehen und fogar die Idee, Sonntagsschulen ins Leben zu rufen, als eine unchristliche bezeichnen. Man muß ihnen eine solche oberflächliche Behauptung zu Gute halten! Hat doch Christus auch am Sabbathstage Kranke geheilt, gelehrt und gepredigt eben so gut, als am gewöhnlichen Wochentage und ausgefagt: daß der Sabbath um des Menschen willen, und nicht der Mensch um des Sabbath's willen gemacht ist. Und hat er denn nicht seine, in lauter Vorurtheilen befangenen Zeitgenossen, durch ein beschämendes Selbstgeständniß, bei dem Gleichnisse vom Ochsen und Esel, die am Sabbathstage in den Brunnen gefallen, zu schweigen genöthigt? Ist nicht der Sonntag eigentlich bestimmt zum Lehren,

gleichviel, ob in der Kirche oder Schule? Ist nicht ein Ort so wichtig als der andere? Sich vervollkommen für seinen Beruf und das Leben, durch geistige Thätigkeit, die ja vorherrschend an diesem Tage sein soll, das, denk ich, sind ja lauter unsündliche Dinge, welche in der Sonntagschule getrieben werden, und die nicht zu einem zügellosen und unsittlichen Leben verleiten. Wenn Viele am Sonntage Tanzböden besuchen, Trinkgelagen beiwohnen, und andere das Schamgefühl und die gute Sitte beleidigende Dinge vornehmen, sich kein Gewissen daraus machen und dadurch schnurstracks dem göttlichen Gebote zuwider handeln, sollte es wohl un-erlaubt sein, sich mit etwas durchaus Gutem und Nützlichem zu beschäftigen, was einst nicht wenig dazu beiträgt, das Fortkommen in der gesellschaftlichen Verbindung zu erleichtern?

(Beschluß folgt.)

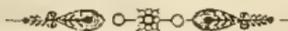


## Zur gütigen Beachtung!

Die Allgemeine schlesische Monatschrift wird auch ferner über Gegenstände von provinziellem Interesse, namentlich über Gewerbe, Industrie, Kunst, Communalangelegenheiten, Oekonomie und Handel berichten, so wie allen zeitgemäßen Anregungen und Besprechungen in dem Gebiete der provinziellen Zustände, interessanten Correspondenzartikeln, Aufsätzen und Notizen gemeinnützigen Inhalts (so weit es der Raum der Monatschrift gestattet) die mögliche — Unbeschränktheit überlassen.

Es ist in der That sehr wünschenswerth, daß namentlich die Herren Techniker und Landwirthe ihre Erfindungen, Entdeckungen und Erfahrungen, zur Erweiterung des gewerblichen und landwirthschaftlichen Wissens, in einer leicht faßlichen Darstellung durch diese Monatschrift veröffentlichen möchten.

Die Herren Einsender von Schilderungen socialer Zustände in der Provinz werden ersucht, sich der Redaction nennen zu wollen. Carlo.




---

Die „Allgemeine schlesische Monatschrift“ erscheint regelmäßig am Ersten jeden Monats, und ist durch alle Königl. Hochlöbl. Postämter, durch alle Buchhandlungen, und durch die Buchdruckerei des Herrn C. F. A. Günther zu beziehen. Den Debit für auswärtige Buchhandlungen hat die Buch- und Musikalien-Handlung des Herrn Schumann (vorm. Weinhold) übernommen. Preis pro Heft: 5 Sgr.